

Catherine ROBERTSON

Wo bleibt denn  
nun mein

Happy  
End?



Weltbild

Darrell ist Mitte dreißig, Schriftstellerin – und Witwe. Nach dem Tod ihres Mannes hat sie das Gefühl, dass ihr Happy End irgendwie doch keins war. Also beschließt sie, in London, der unromantischsten Stadt der Welt, ein neues Leben zu beginnen. Sie mietet sich ein kleines Gartenhaus und verbringt ihre Tage im Café an der Ecke. Eigentlich ist sie ganz zufrieden, doch plötzlich erscheint der gut aussehende Markus auf der Bildfläche. Und nicht nur er. Gibt es vielleicht doch noch ein Happy End für Darrell?

Catherine Robertson

# Wo bleibt denn nun mein Happy End?

Roman

Aus dem Englischen von Bettina Seifried

## **Weltbild**

## **Die Autorin**

Catherine Robertson wurde 1966 in Wellington geboren und studierte englische Literatur. Nach Stationen in San Francisco und London lebt sie nun mit ihrem Mann und ihren beiden Söhnen wieder in Neuseeland.

Die englische Originalausgabe erschien unter dem Titel *The Sweet Second Life of Darrell Kincaid*.

Besuchen Sie uns im Internet:

[www.weltbild.de](http://www.weltbild.de)

Genehmigte Lizenzausgabe © 2021 by Weltbild GmbH & Co. KG, Werner-von-Siemens-Straße 1, 86159 Augsburg

Copyright der Originalausgabe © 2011 by Catherine Robertson

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2012 by Wilhelm Heyne Verlag, München, in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH

Übersetzung: Bettina Seifried

Die Rechte an der deutschen Übersetzung von Bettina Seifried liegen beim Wilhelm Heyne Verlag München, in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH

Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: istockphoto

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-96377-776-9

Ich habe Happy Ends immer geliebt – bis etwa eineinhalb Minuten nachdem ich mein neuntes geschrieben hatte. Als ich den Schlusspunkt gesetzt hatte und den üblichen Anflug von Traurigkeit erwartete, der mich stets überkam, wenn ich die Welt meiner Figuren endgültig verlassen musste, änderte sich plötzlich alles. Denn diesmal folgte kein Abschiedsschmerz, sondern ich fing an, vor Wut zu beben – mindestens Stärke zehn auf der nach oben offenen Richterskala.

Die Heftigkeit raubte mir fast den Atem, und wie benommen starrte ich auf die letzte Seite. Sonst fühlte ich mich am Ende meiner Geschichten meistens so, als müsste ich liebgewonnenen Freunden, die an einem anderen Fleck der Welt ein neues Leben beginnen, Lebewohl sagen. Das soll jetzt nicht melodramatisch klingen, aber bisher war es immer so. Die Figuren wuchsen mir ans Herz, ich lebte mit ihnen in den Fantasiewelten der steinreichen Männer mit Privatjets und Bindungsproblemen und der jungen Frauen mit untadeligem Lebenswandel und perfekten Beinen.

Um es gleich zu sagen: Die Frauenbewegung hat im Bereich der Liebesromane keine nachhaltigen Spuren hinterlassen. Wir bevorzugen männliche Alphatiere und gefügige Frauen – denen allerdings stets eine gewisse Widerspenstigkeit im Vorfeld zugestanden wird. So ist das eben in meinem Kosmos, ich werde mich dafür nicht entschuldigen.

Im Grunde führten meine Fantasiegeschöpfe ein Eigenleben, doch ich muss gestehen, beim Aussehen hatte ich immer das letzte Wort. Die Männer waren um die vierzig, weltgewandt und häufig von einem schweren Schicksalsschlag in der Vergangenheit gezeichnet. Manchmal waren sie erst Mitte dreißig, dann umgab sie ein Hauch von Gefahr. Die Frauen waren ausnahmslos Mitte zwanzig, hatten braunes Haar und große Rehaugen. In meinem neunten Roman (Für die Privatsammlung des Milliardärs, falls Sie der Titel interessiert) war sie der Typ Natalie Portman, und er hatte starke Ähnlichkeit mit Pierce Brosnan; in dem Roman davor: er = Clive Owen, sie = Anne Hathaway (Die ersteigerte Geliebte des Smaragdmonarchen). Über blonde Frauen habe ich bisher aus irgendeinem Grund nie geschrieben. Wahrscheinlich aus

Abneigung.

Die Figuren führten auch dauernd Gespräche in meinem Kopf, und zu Toms großem Verdruss weckten sie mich dadurch nachts oft auf. Neben meinem Bett lagen stets Notizblock und Stift griffbereit, denn die Erfahrung hatte mich gelehrt, sofort alles aufzuschreiben, sonst wusste ich am nächsten Morgen nur noch, dass ihre Brust heftig wogte, und mal ehrlich: Wann war das nicht der Fall? Dann erwachte ich morgens mit dem quälenden Gefühl, meinen bislang besten Romandialog – vielleicht den genialsten aller Zeiten – erdacht zu haben, an den ich mich nun allerdings leider nicht mehr erinnern konnte. Nach solchen Nächten war ich tagelang unausstehlich. Manchmal hatte ich Glück, und in der nächsten Nacht um drei Uhr in der Früh war plötzlich alles wieder da. Kerzengerade fuhr ich dann im Bett hoch, knipste das Licht an und schrieb alles emsig auf, um dann mit gereckter Faust »Jawoll!« zu rufen und mich wieder schlafen zu legen.

Der letzte – laute – Teil führte immer dazu, dass Tom ebenfalls hochschreckte und rief: »Um Himmels willen! Sorg endlich dafür, dass deine imaginäre Sippschaft in unsere Zeitzone umzieht!«

Beim Lesen am nächsten Tag war der Dialog dann doch nie so begnadet, wie ich mir eingebildet hatte, als ich mich an nichts erinnern konnte. Doch meistens überwog die Freude, dass er mir wieder eingefallen war, und es war mir schnuppe.

Pompös angelegte Schauplätze und Kulissen waren mein Spezialgebiet. Ich liebte es, mir die luxuriösen Häuser, teuren Autos und glamourösen Kleider vorzustellen, die für kleine Landpomeranzen wie mich unerreichbar blieben. Sollte ich eines Tages aufhören zu schreiben, wird das Zeitschriftenimperium von Condé Nast wahrscheinlich Pleite gehen. Für jeden Roman besorgte ich mir ein neues Skizzenbuch, am liebsten aus hochwertigem Papier mit kunstvollem Einband. Ich gebe jedoch zu, ich habe auch schon eines mit der Sesamstraße auf dem Einband gekauft, wenn der Schreibwarenladen gerade kein anderes vorrätig hatte. In dieses Skizzenbuch klebte ich alles hinein, was ich in den Modemagazinen fand: Hochglanzbilder von kalkweißen Villen auf griechischen Inseln unter azurblauem Himmel, gestochen scharfe Aufnahmen von minimalistischen Penthouses über den Dächern von

New York, schick verblässende Belle-Epoque-Räume in altherwürdigen Pariser Wohnungen, herrschaftliche Anwesen mit Rasenflächen so groß wie eine ganze Grafschaft in England, rote Ferraris, silberne Bentleys und Yachten mit cremefarbenen Ledergarnituren und edel glänzender Holzverkleidung. Auch Bilder von Luxusuhren von Patek Philippe oder Smaragdohringe von Cartier fanden ihren Weg in meine Sammlung; nicht zu vergessen all die Fotostrecken über Filmstars aus der Vanity Fair, deren Gesichter, Frisuren, Kleidungsstile und Make-up ich für meine Figuren schamlos abkupferte. Um etwaigen Plagiatsvorwürfen zu entgehen, veränderte ich vorsorglich ein charakteristisches Merkmal der lebenden Vorbilder, zum Beispiel Augen- oder Haarfarbe. (Allerdings ist mir aufgefallen, wie schnell aus Clive Owen Daniel Craig wird, wenn man Clive blaue Augen und blonde Haare andichtet. Die Methode ist also nicht ganz wasserdicht.) Die Gefahr, von einer berühmten Persönlichkeit wegen Nachahmung belangt zu werden, halte ich allerdings für ziemlich gering. Als Star möchte man sich von Paparazzi schließlich lieber mit Eine kurze Geschichte der Zeit in der Hand als mit dem Roman Die widerspenstige Jungfrau des sizilianischen Herzogs erwischen lassen.

Ich freute mich immer, wenn ich meinen Namen auf einem Buchumschlag las. Meine Eltern gaben mir den Vornamen Darrell, der, soweit ich weiß, kein Mädchenname ist. Bereits im Sandkasten musste ich ihn sehr energisch verteidigen, allein deshalb bin ich ihm innig verbunden. Mein angeheirateter Name ist Kincaid, und das hatte zur Folge, dass ich – im Unterschied zu den meisten Kolleginnen in der Liebesroman schreibenden Zunft – nie ein Pseudonym erfinden musste. Sie tun das nicht, weil sie sich für den eigenen Namen schämen, sondern weil es ernüchternd ist, für all die erlauchten Lord Valentin Ripleys, Lady Aletheas und Duchess of Boscastles am Ende mit einem profanen Susan Miller als Autorin zu zeichnen. Susannah Milland und Suzanne Mullholland oder phonetisch und orthografisch ähnlich anspruchsvolle Varianten machen einfach mehr her. Darrell Kincaid hat jedoch schon einen gewissen Schwung und Rhythmus. Außerdem stößt ein nach Mann klingender Autor in der frauenlastigen Welt der Liebesromane auf großes Interesse.



Nun zurück zu dem Teil, den ich wirklich am schönsten finde – besser gesagt, fand. Wenn alles gut wird, weil Held und Heldin schließlich begreifen, dass sie füreinander bestimmt sind. Das Happy End.

Doch dieses Mal war alles anders. Als ich den Schlusspunkt gesetzt hatte und die letzten Seiten noch einmal überflog, packte mich die Wut. Am liebsten wäre ich auf die Straße gerannt, um einen arglosen Passanten zu einer Beleidigung zu provozieren, damit ich einen Vorwand hatte, ihm an die Gurgel zu gehen.

Zuerst dachte ich: Wahnsinn! Du bist bestimmt vollkommen übermüdet. Und das stimmte auch, ich war damals ziemlich erschöpft... Aber als ich die Passage noch einmal las, in der sich der milliarden schwere Pierce endlich eingestehen konnte, dass kein impressionistisches Meisterwerk je an die Schönheit seiner Nathalie heranreichen würde, und dass Monet allein sein Leben nicht weiterbrachte, wurde mir klar: Es war nicht Müdigkeit. Ich loderte vor Zorn! Es war ein Wunder, dass mein Laptop nicht sofort in Flammen aufging, einen Krater in meinen Schreibtisch sengte und schmauchend mit einem nur als »wumppfff« zu umschreibenden Geräusch in der eingebrannten Mulde versank.

Wie konnten meine Figuren es wagen, glücklich zu werden? Was erlaubten sie sich? Wieso durfte in der Welt der Liebesromane alles gut werden? Das ging so offenkundig, so schlicht und ergreifend vollständig an der Wirklichkeit vorbei! Anders gefragt: Warum durften die Protagonisten haben, was mir in meinem Leben versagt blieb?

Ich brauchte eine Pause. In der Küche setzte ich Tee auf und bestrich ein paar Vollkornkekse mit Butter. Fast hätte ich noch ein Stückchen Käse draufgelegt, entschied mich dann aber dagegen. Das war eine Sache, in der Tom und ich uns nie einig wurden. Salzgebäck mit Butter und Käse. Ich hielt es für stärkendes Nervenfutter, so wie Moosbeeren oder Weizengras, nur eben genießbar.

Tom meinte, lieber würde er Erbrochenes essen. »Das kann nicht gut sein«, sagte er immer. »Es ist ekelhaft! Geh und iss das Zeug in einem anderen Zimmer. Oder noch besser: in einem anderen Land!«

Weitere Dinge, über die wir uns nie einig wurden:

Kate Bush: Tom war der festen Überzeugung, dass Kate von einer

obskuren Vereinigung erdacht worden war, in der Absicht, kleine Kinder in Furcht und Schrecken zu versetzen. Als Beweis führte er ihre wirre, hexenhafte Haartracht an und ihr furchterregendes Geheul am Anfang des Songs Wuthering Heights, das bekanntlich Tote wieder zum Leben erweckte. Ich fand die Kritik übertrieben, zumal sie von einem Mann kam, der auf eine schottische Piraten-Power-Metal-Band stand mit einem tätowierten Zwerg am Bass namens Alestorm. (Die Piratenband heißt so, nicht der Zwergbassist.) Aber vielleicht hatte er Recht. Trotzdem gab es Momente, in denen ich bei Kate Trost fand.

Laufen: Oh Gott, wie anstrengend. Danach tut mir alles weh. Außerdem bin ich überzeugt, dass es nicht gut ist für die weibliche Brust. Deshalb rennen vernünftige Frauen nicht wie die Irren durch die Gegend. Sie haben nämlich keine Lust, dass ihr Busen irgendwann so windschief daherkommt wie das berüchtigte Layout der Doppelseiten des National Geographic. Tom (der, das will ich klarstellen, keinen Busen hatte) rannte jeden Tag kilometerweit. Er fand das wunderbar...

Lesen: Ohne ein Buch in der Hand fühle ich mich nackt. Ich lese immer und überall, sogar beim Kochen und manchmal auch am Steuer. Sollte es irgendwann einmal technisch möglich sein, unter der Dusche zu lesen, werde ich mein persönliches Nirwana erreichen. Tom las Läuferzeitschriften und gelegentlich die Fernsehzeitung. Trotzdem war er kein geistloser Banause, wie man daraus vielleicht schließen könnte. Er wusste wirklich eine Menge. Keine Ahnung, woher. Manchmal hätte ich gern eine gepflegte Unterhaltung über Kunst oder einen Film mit ihm geführt – immerhin habe ich Literaturwissenschaft studiert, aber was heißt das schon! Wir schafften es immerhin, einmal gemeinsam den Film Wiedersehen in Brideshead anzusehen, und Tom rief plötzlich: »Hey, der Typ hat doch den Bösewicht in König der Löwen gesprochen!«

Er hatte Recht. Aber warum speichert das menschliche Hirn solche Banalitäten ab?

Tom ist tot. Es hat keinen Sinn, diese traurige Tatsache in schonendere Wort zu verpacken. Er starb vor über einem Jahr – vor neunzehn Monaten und fünfzehn Tagen, um schonungslos genau zu sein. Er fiel einfach tot um. Buchstäblich. Nach einem Halbmarathon, der als

Spaßlauf angekündigt war. (Kein Kommentar. Die ganze Geschichte trieft vor Ironie des Schicksals.) Tom lief über die Ziellinie (Merken Sie was?), schaute auf seine Stoppuhr und brach zusammen. Erste Hilfe war umgehend zur Stelle, und unverzüglich wurde er mit einem Rettungswagen ins Hospital gefahren, wo er dann sofort für tot erklärt wurde. Mein durchtrainierter, gesunder, junger Ehemann war gerade einundzwanzig Kilometer in seiner persönlichen Bestzeit von einer Stunde und zweiundzwanzig Minuten gelaufen. Und er brauchte nur knapp zehn Minuten zum Sterben.

Der medizinische Fachausdruck lautet »Plötzlicher Herztod«. Es war kein Infarkt, er hatte eine Herzfunktionsstörung. Bei älteren Menschen wird das häufig diagnostiziert, weil sich über viele Jahrzehnte hinweg Fette und andere gefährliche Dinge, vor denen uns die Fernsehköche immer warnen, um den Herzkranz anlagern. Bei jüngeren Menschen spielen nicht erkannte funktionale Anomalien eine ursächliche Rolle – Herzrhythmusstörungen oder Herzklappenschwäche. »Nicht erkannt« heißt, dass die ersten Anzeichen einer Störung einen konkreten Auslöser benötigen, zum Beispiel starke Adrenalinausschüttungen bei hoher körperlicher Belastung. Dann ist es so, als würde einfach ein Schalter umgelegt werden – das Herz wird ausgeknipst. Manchmal kann man es wieder anknipsen, aber bei Tom ging das nicht mehr. Sein Herz war vor die Hunde gegangen, und niemand hatte es bemerkt. Keiner hatte auch nur die geringste Ahnung gehabt.

Und ich war damals nicht dabei, an der Ziellinie ...

Als Tom und ich uns kennenlernten, war ich dreiundzwanzig und er vierundzwanzig. Ein Jahr später fand die Hochzeit statt, und als er starb, waren wir seit über zehn Jahren verheiratet.

Das ist der springende Punkt. In der euphorischen Anfangsphase quälte man sich noch begeistert gemeinsam in aller Herrgottsfrühe aus dem Bett, um dem Liebsten inmitten einer verbissenen, schwitzenden Menschenmeute stundenlang beim Traben zuzusehen und direkt an der Ziellinie um den Hals zu fallen. Ganz gleich, ob der Schweiß in Strömen floss und man das unter normalen Umständen eigentlich unappetitlich fand. Aber nach zehn Jahren blieb man lieber zu Hause, las ein gutes Buch und fiel ihm erst um den Hals, wenn er frisch geduscht und

umgezogen war. Ich war also nicht bei ihm, als er starb. Ich war zu Hause und las Barbara Pym.

Mit dem Buch in der Hand lief ich zur Tür, um zwei blutjungen, unglücklich dreinschauenden Polizisten zu öffnen. Ich weiß nicht mehr, was sie sagten. Während sie mich ins Wohnzimmer führten und behutsam auf einen Sessel setzten, um mir die schlimme Nachricht zu eröffnen, dachte ich nur, wie schwer dieser Moment doch für sie sein musste. Der eine sprach, und der andere nahm andauernd seine Mütze ab, senkte den Kopf und fuhr sich nervös durchs Haar. Der arme Kerl, dachte ich. Wie furchtbar, diese Aufgabe zu erledigen. Danach fuhren sie mich ins Krankenhaus, aber ich habe kaum eine Erinnerung daran. Ich weiß nur noch, dass Toms Gesicht überhaupt nicht friedlich wirkte. Er sah einfach nur tot aus, zusammengefallen, grau und merkwürdig ausdruckslos. Wie die Hülle eines Alien. Nicht wie mein Tom.

Auf der Beerdigung hielt ich die Trauerrede, und alle bewunderten, wie tapfer und gefasst ich das alles durchstand. Ich weinte zu keinem Zeitpunkt, so viel weiß ich noch. Ich wollte es auch nicht, denn meine Trauer und meinen Schmerz wollte ich nur mit dem Menschen teilen, dem sie galt. Mit Tom. Soweit das noch möglich war. Angeblich war die Rede ziemlich bewegend. Ich habe keine Erinnerung daran ...

Man könnte nun annehmen, mein Leben hätte sich von da an dramatisch verändert. Doch so befremdlich es klingen mag: Mein Leben ging ganz normal weiter. Ich schrieb Romane und wohnte weiterhin in unserem gemeinsamen Haus. Die Beziehungen zu Freunden und Familie verliefen in gewohnten Bahnen. Das einzig Außergewöhnliche war, dass ich auf einmal um einige hunderttausend neuseeländische Dollar reicher war wegen Toms Lebensversicherung. Allerdings lag das Geld unangetastet auf der Bank, weil ich es nicht übers Herz brachte, auch nur einen Cent davon abzuheben. Meine Autorenhonorare reichten für die Hypothek und den Lebensunterhalt aus.

Toms Tod hat mein Leben natürlich trotzdem verändert; es wäre absurd, das zu leugnen. Talentiertere Schriftsteller als ich haben über den Verlust einer geliebten Person ganze Bücher geschrieben, über all die seltsamen Dinge, die man dann tut, die von außen betrachtet wie Borderline-Symptome erscheinen, doch im Grunde nur Auswüchse

bitterer Trauer sind. Wie zum Beispiel, dass man das Gesicht in ein ungewaschenes T-Shirt mit der Aufschrift Motörhead – No Sleep til Hammersmith vergrub, um den vertrauten Geruch zu riechen. Oder dass man sich immer wieder alte Videoaufnahmen anschaute oder seine Stimme auf dem Anrufbeantworter abhörte, weil man sich nach dem innigen Gefühl der Verbundenheit sehnte und fürchtete, sich bald weder an seine Stimme noch an sein Aussehen erinnern zu können. Oder dass man sich weigerte, seine Sachen wegzuworfen, obwohl man genau wusste, dass in der alten Sporttasche seit Wochen eine ranzige braune Banane vor sich hin rottete. Oder dass man den Kaffee am Morgen immer noch auf zwei Tassen verteilte und die letzten Tropfen unbedingt in seine Tasse gab, weil er den starken, abgestandenen Rest als besonderen Kick in den Tag brauchte. Und dass man den London-Marathon aufnahm, obwohl er nie mehr erfahren würde, wer ihn gewonnen hatte.

Aber – wie soll ich das sagen? – die Lücke, die Tom in meinem Alltag hinterließ, war eigentlich nicht das Schlimmste. Viel schlimmer war, dass mir Tom nun in Zukunft und bis ans Ende meiner Tage fehlen würde. Dieser Gedanke machte mich fertig. Und das war der Grund, warum ich bei dem Ende meines Romans plötzlich so wütend wurde.

Denn ein Happy End ist nie das Ende, sondern erst der Beginn vom Rest eines vollkommenen, glücklichen Lebens. Wir Leseratten wissen das. Vor unserem geistigen Auge entwickelt sich die Liebesgeschichte nach dem Happy End lebhaft weiter. Dafür brauchen wir keinen Nachfolgeroman. Das wirklich Entscheidende ist nämlich nicht, dass sie nun glücklich sind, sondern dass sie es bis ans Ende ihrer Tage bleiben.

Ich vermisste Tom mit jeder Faser meines Körpers, doch seine Abwesenheit hatte kaum Auswirkungen auf mein Alltagsleben. Die wirklich dramatischen Veränderungen betrafen die Vorstellungen und Ideen für unsere Zukunft, all das Schöne, das erst noch kommen sollte.

Verstehen Sie mich nicht falsch. Wir verfolgten nicht stur einen zuvor ausgefeilten, aktiv gestalteten Lebensplan. Die Details unserer gemeinsamen Zukunft waren noch nicht ausgereift. Doch wir hatten ein bestimmtes Gefühl, diffuse Vorstellungen, einen süßen Vorgeschmack auf unser restliches glückliches Leben zu zweit. Wir wussten, wie sich

unsere Zukunft anfühlen würde und was wir füreinander empfinden würden. Wir würden zusammen ein erfülltes Leben führen und stillvergnügt miteinander alt werden.

Vieles hatten wir schon gemeinsam erreicht. Mit Toms Hilfe fand ich einen Verlag, der meine Romane veröffentlichte. Als ich Tom kennenlernte, existierten die Geschichten nur in meinem Kopf, und bei jeder noch so unpassenden Gelegenheit verlor ich mich darin und vergaß alles um mich herum. Diese famose Eigenschaft trug erheblich dazu bei, dass ich stets Verabredungen versäumte und mich selten daran erinnern konnte, worüber gerade gesprochen wurde oder wer die Leute waren, die bei mir am Tisch saßen. Tom überredete mich, endlich alles niederzuschreiben, und er war es, der mein erstes Manuskript an eine Frauenzeitschrift schickte. Zu meiner großen Verwunderung nahmen sie es tatsächlich an und überwiesen mir sogar Geld. Ich weiß noch, wie Tom eines Tages den riesigen Stapel Zeitschriften durchblättert, den ich wieder einmal für das Skizzenbuch angeschleppt hatte.

»Okay«, sagte er etwas irritiert, »sehe ich das richtig? Zuerst kommen Unmengen von Schlankheitskuren und im Anschluss daran massenhaft Kuchenrezepte, dann der neueste Tratsch aus der Gerüchteküche der Stars und Promis mit ihren wechselnden Bettgeschichten und am Ende eine Häkelanleitung für Topflappen.« Fassungslos schüttelte er den Kopf. »Warum kürzen sie die Sache nicht einfach ab und bringen eine ausführliche Anleitung für einen selbst gestrickten Brad Pitt, der am liebsten nudeldicke Bräute flachlegt?«

Aber er ermunterte mich zum Weiterschreiben und baute mich wieder auf, als ich für meinen ersten Roman zunächst reihenweise Absagen bekam.

»Das wird schon«, sagte er damals, »nicht alle Verlage beschäftigen nur Vollidioten.«

Er sollte Recht behalten. Als ich meinen ersten Vertrag unter Dach und Fach hatte, verprassten wir abends einen nicht unerheblichen Teil unserer Ersparnisse im edelsten Restaurant der Stadt. Tom machte sich einen Spaß daraus, den Oberkellner mit »guter Mann« anzureden, und um ein Haar wären wir hinausgeflogen, weil wir uns vor Lachen bogen,

als der Sommelier einen Grauburgunder mit dem Wort »verwegen« anpries.

Unser Konto füllte sich rasch wieder, als Tom beruflich einen Volltreffer landete und Marketingchef der staatlichen Behörde für Massensportveranstaltungen wurde, die Marathons und Volksläufe organisierte. Kurz darauf kauften wir ein Haus in unserer zwischen Strand und Stadtwald gelegenen Lieblingsgegend. Schon morgens wehte uns Kiefernduft und eine Meeresbrise um die Nase. Die neue Umgebung war gediegen und ruhig, eine Wohltat für Körper und Geist, ideal zum Laufen und zum Schreiben – kurzum: der perfekte Ort für uns beide.

Wir waren glücklich mit dem Haus und mit uns. Tom und ich waren meist ein Herz und eine Seele. Klar hatten wir gelegentlich Streit, aber nie ging es um grundsätzliche Dinge, und wenn wir eine Nacht darüber geschlafen hatten, erschien uns jeder Zwist albern. Wir fühlten uns wohl in der Gesellschaft des anderen, redeten viel und freuten uns unseres Lebens, das wir Stück um Stück gemeinsam aufbauten.

Tom gab einem das Gefühl, dass wirklich alles möglich war, was daran lag, dass er selbst fest daran glaubte. Ohne Toms unerschütterliches Selbstvertrauen und seine Zielstrebigkeit wäre ich nie Schriftstellerin geworden, das weiß ich heute. Ich würde mich nach wie vor in meine Fantasiewelten flüchten und verzweifelt versuchen, mich an den Namen meines Tischnachbarn zu erinnern.

Auf den nächsten Lebensabschnitt freuten wir uns besonders. Wir wollten in den nächsten Jahren auf eine Weltreise sparen und dann mindestens sechs Monate freinehmen. Das Haus sollte vermietet werden. Danach wollten wir zurück in den Beruf, später Kinder kriegen – mindestens zwei. Wir wären dann zwar Spätzünder – ich siebenunddreißig, Tom achtunddreißig –, doch wir kannten eine Menge Leute, die sich mit dem Kinderkriegen Zeit ließen. Manche frischgebackenen Eltern in unserem Bekanntenkreis waren noch älter. Das schaffen wir schon, dachten wir. Auch einen Hund wollten wir uns zulegen, allerdings konnten wir uns nicht auf die Rasse einigen. Ich träumte von einem großen beigefarbenen Retriever mit dickem, kuscheligem Fell, Tom wollte einen Chihuahua. Von einem Mann, der

Luftgitarrespielen zum Standardrepertoire eines echten Kerls zählte, erwartete man das nicht unbedingt. Aber Tom beharrte darauf, dass Chihuahuas absolut cool seien. Sie zeigten Haltung und hätten innere Werte, behauptete er. So wie ganzkörper tätowierte Zwergbassisten, nur eben in der Welt der Hunde, und im Vergleich zu Chihuahuas wären Golden Retriever bloß das armselige Pendant zu Barry Manilow.

Wenn wir die Kinder- und Hundefrage einvernehmlich geklärt hatten, wollte ich endlich eine »richtige« Schriftstellerin werden. Tom war begeistert und meinte, wenn ich es dann auf die Bestsellerliste geschafft hätte und die entsprechenden Honorare hereinkämen, würde er noch einmal studieren, um Sportlehrer zu werden. Sein Traum war, noch möglichst vielen Menschen das Laufen beizubringen ...

Verstehen Sie, was ich meine? Unsere gemeinsame Zukunft lag vor uns ausgebreitet, und wir mussten sie eigentlich nur noch antreten. Unser restliches Leben zu zweit war für mich ein Teil der Wirklichkeit. Oft glaubte ich, die Zukunft bereits riechen und mit den Händen greifen zu können.

Und plötzlich war alles vorbei. Mein vollkommenes Leben nach dem Happy End hatte mit Toms Tod ein abruptes Ende gefunden. Als wäre der Geist zurück in die Flasche gerauscht, gereizt, weil man zu lange brauchte, um die Wünsche zu äußern. Benommen und verwundert starrte man auf den Korken, bevor man begriff: Der Geist kam nicht mehr heraus, die Wünsche verhallten ungehört, die Chance war verpasst. Der Kummer danach stieg ins Unermessliche.

Ich machte weiter wie bisher, blieb in unserem Haus wohnen, schrieb an meinem Roman und mied Besuche bei meinen Eltern – alles wie immer. Doch ich begann, mich im Kreis zu drehen. Mein Halbbruder Simon schickte mir das Buch eines Typen, der auf dem Foto aussah wie die Kröten, die auf Australiens Straßen massenweise platt gefahren wurden, der anscheinend aber ein Guru war und mahnte, das Leben im Hier und Jetzt zu leben. Simon hatte es gut gemeint, ich weiß, er wollte mir helfen. Aber ohne Zukunft gab es kein erfülltes Hier und Jetzt, meine Tage waren hohl und leer. Als Toms Herz aufhörte zu schlagen, wurde auch meine Lebensader gekappt, und alles, was mein Leben lebenswert gemacht hatte – Freude, Liebe, gemeinsames Lachen und



unsere Verbundenheit –, war abgeschnitten und regelrecht aus mir herauskatapultiert worden. Mein Lebensmotor – die Hoffnungen, Träume, die langsame, liebevolle Planung einer gemeinsamen Zukunft – war jäh ausgebremst worden und soff auf halber Strecke jämmerlich ab.

Eines Nachts saß ich wieder gegen drei Uhr früh kerzengerade im Bett. Doch diesmal reckte ich nicht siegesgewiss die Faust in die Luft. Im Gegenteil. Ich hatte große Mühe, überhaupt Luft zu bekommen, und mein Herz raste, als wäre ein Güterzug um Haaresbreite an mir vorbeigerauscht. Statt die Dialoge meiner Figuren einzufangen, musste ich verzweifelt alle Kraft aufwenden, um die Bruchstücke meines eigenen, realen Lebens zusammenzuhalten, das mir zu entgleiten drohte.

Langsam begriff ich: Ich lief nicht im Kreis, ohne Ziel entwickelte ich mich rückwärts! Unaufhaltsam schlitterte ich in die Vergangenheit und verfiel in Zustände wie vor meiner Heirat mit Tom. Ich ließ mich von den Umständen treiben, war ständig mit meinen Gedanken woanders und fühlte mich für mein Leben nicht mehr zuständig. Dann bekam ich Angst. Ich stellte mir vor, wie ich mit neunundsiebzig plötzlich merkte, dass außer mir nur noch ein alter Kater namens Mr Tiddles übrig war, mit dem ich mein Leben und die Sardinen aus der Büchse teilte.

Ich musste dringend etwas unternehmen, musste fort von hier, ein neues Leben anfangen, bevor es zu spät war. Das Dumme war nur, ich hatte nicht die leiseste Ahnung, wo ich anfangen sollte.

**LADY MO:** Bloß nicht! Hab volle sechs Monate bei Catchpole in London gegessen und um Versetzung nach Charlotte gefleht. London ist grau und abgetakelt wie die Dauerwelle meiner Mutter. Such dir einen romantischeren Flecken! Paris zum Beispiel, Fabrices Heimatstadt ist immer eine Reise wert.

**DARRELL:** Die einzigen Brocken Französisch, die ich kenne, stammen aus dem Song Lady Marmalade. Will nicht mit Innereien auf dem Teller enden, obwohl ich Brot bestellt hab. London ist fabelhaft! Dreißigerjahre-Flair! Debütantinnenbälle! Herrenclubs (altehrwürdiger White's Club, nicht Stringfellows)! Tee im Ritz! In den Miss-Marple-Büchern fahren sie immer gemeinsam nach London in die Stadt, um Gläsertücher zu kaufen und danach gepflegt in einem Lyons Corner House Feinkost zu schnabulieren. Auch Fabrice war immer wieder gern zu Besuch in London, wie du weißt. Zwar nicht, um Gläsertücher kaufen, aber trotzdem ...

**LADY MO:** Die Teehausimperien »Lyons Corner House« gehörten früher der Familie von Nigella Lawson, wusstest du das?

**DARRELL:** Nigella wie in TV-Erfolgskochtussi?

**LADY MO:** Genau. Hast du ihr Hüftgold bemerkt in letzter Zeit? Comme le Massif Central! Was für Monoglott wie dich so viel heißt wie: zentralfranzösische Gebirgsmassen.

**DARRELL:** Wüsst' ich, was ein Monoglott ist, wäre ich beleidigt. Nigella ist trotz massivem Hüftgold absolut gefragt. Zurück nach London – wo hast du damals gewohnt?

**LADY MO:** Walthamstow (schauder). Windige Gegend. Die Wohnung kaum größer als eine Sardinenbüchse, roch nach Gummistiefeln, die fluchtartig von einem bäuerlichen Schweißfuß desertiert sind. Es gibt

Schöneres auf der Welt. Wie wär's mit Prag? Sieht in den Sendungen auf Living Channel aus wie aus dem Märchenbuch.

**DARRELL:** Prag? Warte, ich google es eben... Oha! Sieht fantastisch aus, Kompliment. Aber laut Wetterstatistik ist es da saukalt! Google zeigt auch einen gewissen Vaclav Havel, der sieht aus wie ein sterbender Gaul. Wenn die Männer dort alle so gequält dreinblicken, dann nein danke.

**LADY MO:** Muss ein Mann zwingend in deinem neuen Leben vorkommen?

**DARRELL:** Unbedingt. Kinder auch. Große Karriere als Bestsellerautorin auch, und: Golden Retriever.

**LADY MO:** Entspann dich, hol erst mal Luft.

**DARRELL:** Darf man nicht mehr ein bisschen träumen? (Dezenter Hinweis: Eine echte Freundin bringt Seifenblasen nicht zum Platzen.)

**LADY MO:** Aber Engländer sind nicht aus dem Stoff, aus dem Träume gemacht sind. Eher unterentwickelte Rumpelstilzchen mit Schreckensgebissen wie diese Vampirzähne aus Plastik zu Halloween.

**DARRELL:** Seit du mit dem fabelhaften Chad in perfekter Ehe lebst, hast du gut lästern! In seinem Orbit kreisen sicher tausend kleine Planetensysteme um ihn.

**LADY MO:** Wohl wahr. Doch auch Chad ist nicht vollkommen.

**DARRELL:** ???!!!

**LADY MO:** Harry ist mein Herzensmann. Chad ist Vize. Ich hab eine Idee: Du kommst hierher! Charlotte ist eine tolle Stadt, nicht so rückständig wie der Rest der Südstaaten.

**DARRELL:** Du hast den Hauptgewinn gezogen, schon klar. Aber mit meinem Glück ziehe ich bestimmt nur Männer an, die keine Zähne im Mund haben, dafür aber Banjo-Shantys dudeln und ein Unterhemd tragen, auf dem steht: »Wenn ich tot bin, begrabt mich mit dem Kopf nach unten, damit die ganze Welt mich am Arsch lecken kann«. Oder solariumgebräunte Typen in blauen Matrosenblazern mit großen Goldknöpfen und einem unnatürlichen Strahlen im Gesicht.

**LADY MO:** Chad hat auch einen blauen Blazer. Zieht ihn aber nur an, wenn seine Mutter es verlangt. Wie wär's mit New York? Nur Kurzstrecke zu mir und meinem kleinen perfekten Leben.

**DARRELL:** Wenn es Sarah Jessica Parker dort nicht schafft, ihren Traummann zu finden, wie soll es mir gelingen?

**LADY MO:** Dir ist schon klar, dass Sex and the City nicht real ist?

**DARRELL:** Die Grenzen sind fließend.

**LADY MO:** Und auch Fabrice wartet nur im Land der Träume am Bahnhof auf dich!

**DARRELL:** Wie gesagt, die Grenzen verschwimmen ...

**LADY MO:** Seufz. Also gut. Halt mich auf dem Laufenden. Und mach' um Himmels willen einen großen Bogen um Walthamstow!

Michelle Lawrence, geborene Horton, war schon meine beste Freundin, als ich noch zur Schule ging. Vor drei Jahren hatte sie den amerikanischen Investmentbanker Chad geheiratet und nun lebten sie in Charlotte, North Carolina, mit ihrem ersten Kind. Harry war der süßeste und blondeste Achtzehnmonatsbrummer, den ich in meinem Leben je gesehen hatte. Bevor Michelle in Erziehungszeit ging, erklimmte sie aufhaltsam die Karriereleiter in einer angesehenen Rechtsanwaltskanzlei namens Catchpole, Laycock und Lobb, was

sowohl leicht unanständig und doch durch und durch britisch klang, obwohl es sich in Wahrheit um eine Truppe lärmender, kleinwüchsiger, jüdischer New Yorker handelte. Trotz ihres beruflichen Ehrgeizes vermisste Michelle ihre Arbeit nicht. Sie ging in ihrer Mutterrolle auf, verbrachte aber, wie mir schien, unangemessen viel Zeit begeistert vor der Glotze, besonders wenn Dr. Phils Talkshow lief.

Sie glaubte, ihr Leben war nun vollkommen, und warum sollte ich das bezweifeln? Sie hatte in alten US-amerikanischen Geldadel eingehiratet und besaß nun ein Scarlett-O'Hara-verdächtiges Anwesen in Charlotte, eine Ferienresidenz in Maine und eine Schwiegermutter, deren Halsschlagadern bei der geringsten Abweichung von der gesellschaftlichen Etikette bedrohlich anschwellen.

Michelle war online zu Lady Mo mutiert, um Mrs Lawrence senior zu ärgern. Diese war nämlich der Ansicht, dass alles, was auf >0< endete, vulgär und nach Rappern klinge. Und Rapper standen bei ihr ganz unten in der sozialen Rangordnung, sie waren das Vorletzte, noch schlimmer als Feministinnen, allerdings nicht ganz so schlimm wie die Wähler der demokratischen Partei. Michelles kompletter E-Mail-Name lautete sogar LadyMoShoSugar, das ergab zwar keinen Sinn, aber es ärgerte Mrs Lawrence doppelt und dreifach. Michelle konnte es kaum erwarten, bis die enge Perlenkette an dem Hals der Schwiegermutter endlich platzte und die Einzelteile sich fröhlich hüpfend in alle vier Ecken des marmornen Vestibüls verabschiedeten.

Trotz der schrecklichen Familie und eines Namens wie aus einer Sitcom schien Chad ein ganz passabler Bursche zu sein. Allerdings muss ich einräumen, dass sich meine Bekanntschaft mit ihm auf Michelles Ausführungen in E-Mails und ein paar ziemlich unscharfe Fotos im Anhang beschränkte. Jedenfalls hatte er keine Affären, begegnete Michelles Neigung zu Dr. Phil mit Nachsicht und war vernarrt in ihr gemeinsames Kind. Er sah aus, wie man es von einem Typ namens Chad erwarten durfte: blonde Haare, Quadratschädel, viele weiße Zähne – Sie wissen schon.

Ihre Wahl hatte mich damals überrascht, weil unser romantisches Begehren früher stark in Richtung unersetzter, dunkelhaariger Franzose tendierte. Als wir uns mit vierzehn zum ersten Mal begegneten,

saß ich gerade im Klassenzimmer und las Englische Liebschaften von Nancy Mitford. Michelle stürmte auf mich zu und rief: »Fabrice!«

Meine Güte, ja, Fabrice, Duc de Sauveterre! Der vollkommenste Mann der Weltliteratur.

Die Figur basierte auf der wahren Person von Nancy Mitfords großer Liebe, die sie ziemlich schonungslos porträtierte und auch die unangenehme Kehrseite wie Untreue und Verrat nicht verschwieg. Genau deshalb, fürchte ich, erschien Fabrice so vollkommen. Obwohl er einerseits den Idealtypus des Helden einer Liebesgeschichte repräsentierte (adlig, reich, kunstfertiger Verführer), war er zugleich klein und korpulent. Er hatte Humor, neigte jedoch zur Prahlerei, und er war mutig, aber gleichzeitig furchtbar eitel. Wenn Nancy ihn nicht so lebensecht beschrieben hätte, wäre er bei jungen Frauen wie Michelle und mir schon nach der Pubertät auf dem Friedhof der Fantasiegeschöpfe gelandet. Wir hätten die Vorstellung, er könnte uns einst an einem Bahnhof in Paris begegnen, wenn wir nur aus dem richtigen Zug stiegen, fortan lächerlich gefunden ...

Andere fiktive Phänomene, von denen Michelle und ich insgeheim wünschten, sie wären wahr:

Zauberkräfte: Mit vierzehn ersehnte ich mir aus exakt zwei Gründen magische Kräfte. Erstens: zur sofortigen Verschönerung meines Aussehens, und zweitens zwecks Vergeltungsmaßnahmen gegen fiese, eingebildete Mitschülerinnen. Zauberkräfte im heroischen Kampf für das Gute in der Welt einzusetzen, hätte mich nicht gereizt, selbst wenn ich damals auf diese Idee gekommen wäre. Zwanzig Jahre später fühlte ich mich endlich schlank – oder sagen wir besser: Ich war einigermaßen groß und Fettleibigkeit lag nicht in meiner Familie, daher hatte ich einen akzeptablen Body-Mass-Index. Ich fand mich sogar ein wenig hübsch: braune Locken, große graublau Augen und ein ebenmäßiger Teint. Natürlich war ich nicht mehr ganz so strahlend wie damals, als ich Tom kennenlernte, aber ich musste morgens nicht kreischend die Hände vors Gesicht schlagen, wenn ich in den Spiegel sah. Wofür würde ich heute meine Zauberkräfte einsetzen? Vielleicht um eine große Bestsellerautorin zu werden. Doch wahrscheinlich würde ich am Ende noch den Zauberspruch vermasseln und dann als Barbara Cartland

langsam unter der Last von vierzig Jahren dick aufgetragenem türkisblauem Lidschatten zusammenbrechen. Seufz.

Zeitreisen: Für mich gibt es nur einen Ort, an den ich zurückversetzt werden will: England in den Dreißigerjahren. Das England, das Nancy Mitford in *Noblesse Oblige* beschrieb, versteht sich, nicht das aus Evelyn Waugh's *Eine Handvoll Staub* oder *Wiedersehen in Brideshead*. (Ich kam nie über die Enttäuschung hinweg, dass die leidenschaftlich fiebrige Liebesszene zwischen Charles und Julia am Ende der TV-Serie überhaupt nicht im Buch stand!) England in den Dreißigern, das bedeutete: hinreißende Kleider, entzückende Hüte und elegante Handschuhe, junge Männer, die Teddy hießen, »Wie beliebt?« sagten und in offenen Bugattis durch die englische Landschaft düsten. Tennis, rauschende Gartenfeste, kultivierte Vergnügungen auf dem Landsitz, gelegentliche Ausflüge nach Burma oder Bagdad. Aber wohin wollte ich mich in meiner Vergangenheit zurückversetzen lassen? Gab es einen Zeitpunkt, an dem ich hätte eingreifen und das Schicksal wenden können? Lohnte es sich überhaupt, darüber nachzudenken? Ich war mir nicht sicher. Weder in der einen noch in der anderen Hinsicht.

Exzentrische, warmherzige Großfamilien: Meine innige Freundschaft mit Michelle fußte zum einen auf unserer gemeinsamen Liebe zu Fabrice, zum anderen auf der frappierenden Eintönigkeit, die in unseren Elternhäusern herrschte. Michelles Eltern ließen sich scheiden, als sie zwölf Jahre alt war. Ihr Vater zog gleich nach Kanada, ihre Mutter jammerte ständig über ihre bemitleidenswerte Situation, unternahm jedoch nichts, um Trost zu finden (zum Beispiel in Gin-Exzessen oder bei hübschen minderjährigen Liebhabern). Sie lebten in relativer Eintracht in einem Haus in einer guten Gegend und erhielten regelmäßig finanzielle Zuwendungen aus Yukon oder wo auch immer Mr Horton letztlich gelandet war. Meine Eltern hatten erst mit über vierzig geheiratet und von mir war zunächst keine Rede mehr. Für meinen Vater war es die erste Ehe, meine Mutter war damals verwitwet mit einem Kind, meinem Halbbruder Simon, der bereits neunzehn war, als ich auf die Welt kam. Bald nach meiner Geburt zog er weg. Michelle und ich waren also beide gewissermaßen Einzelkinder, weshalb unsere Lieblingsfantasie sich auch stets darum drehte, Teil einer wundervollen Großfamilie zu sein, wie sie

nur in Romanen vorkamen. Wir liebten die Radletts, die uns Nancy Mitford nach dem kaum verhohlenen Vorbild ihrer eigenen chaotischen, abenteuerlich wilden und ach so vornehmen Großfamilie geschenkt hatte. Wir wären gern adoptiert worden von den Honeychurches aus Forsters Zimmer mit Aussicht und hätten Lucy und Freddy als Geschwister gehabt, wären von ihrer reizenden Mutter umsorgt worden und hätten jeden Tag mit den vielen temperamentvollen, ausgelassenen, warmherzigen Freunden und Verwandten, die beständig ein und aus gingen, verbracht.

Verstehen Sie mich nicht falsch. Meine Eltern waren auch herzensgute, freundliche und kluge Menschen. Aber sie waren weder gesellig noch temperamentvoll oder besonders zärtlich. Mein Vater wäre nie auf die Idee gekommen, seine Tochter ins Moor zu schicken und ihr eine Meute geifernder Bluthunde hinterherzuhetzen, wie Nancys Dad. Als Zahnarzt im Ruhestand hatte er viel Zeit, sich mit erhöhter Wachsamkeit den allgegenwärtigen Verbrechen gegen die Grammatik zu widmen, die sein Sprachempfinden störten. Das Temperament meiner Mutter wiederum geriet nur in Wallung, wenn es um Strickjacken der schottischen Traditionsfirma Pringle ging oder um die richtige Methode, einen Johannisbeerstrauch zurückzuschneiden. Jede Form von Exzentrik war meinen Eltern suspekt, denn sie sahen darin ein Warnsignal für das unaufhaltsame soziale Abgleiten, das am Ende zu unsittlichem Entblößen vor jungen Mädchen im Park führte, oder dazu, dass man ohne Grund vorbeifahrende Autos auf dem Weg nach Hause beschimpfte, wo dreiundfünfzig hungrige Katzen warteten. Meine Eltern waren vorsichtige Menschen, die sich in ihrem unspektakulären Leben eingerichtet und abgesichert hatten und keine Störungen wünschten. Toms Tod stellte natürlich einen Bruch in ihrer eingespielten Routine dar, aber sie begegneten dem Vorfall mit Nachsicht. Auch Mutters erster Mann war gestorben – er war langsam und elend an Bauchspeicheldrüsenkrebs verendet. Auf Toms Beerdigung hätte sie mir deshalb sicher gern mehr als nur die obligatorische Umarmung mit den sprachlichen Begleitfloskeln des Bedauerns geschenkt. Aber sie konnte einfach nicht aus ihrer Haut. Ich fand das nicht tragisch – manchmal reichte es, zu wissen, was ungesagt blieb ...



Nun zurück zu meinem großen Schritt. Auf die Idee kam ich – Sie ahnen es – eines Morgens um drei Uhr in der Früh. Bei grellem Tageslicht betrachtet, bekam ich zwar entsetzliche Angst, aber nach einer dramatischen Auseinandersetzung mit mir selbst in meiner inneren Welt, bei der ich mich im Stile eines Dreißigerjahrehelden, der eine hysterische Frau zur Räson bringen muss, mehrmals selbst ohrfeigte, beschloss ich, es zu wagen. Warum auch nicht? Außer Erinnerungen, die mich regelmäßig in tiefste Schwermut stürzten, hielt mich in Neuseeland nichts. Wenn ich noch einmal ganz von vorne anfangen wollte, warum nicht gleich an einem anderen Ort mit anderen Menschen? London kam mir natürlich als Erstes in den Sinn, mit zahllosen Bildern im imaginären Schlepptau, deren Haltbarkeitsdatum zwar schon vor mehr als achtzig Jahren abgelaufen war, die aber dennoch einen anhaltend verführerischen Sog auf mich ausübten.

Die Wirklichkeit sah nicht so berauschend aus. Ich kannte keinen Menschen in London, hatte keine Ahnung, wo ich wohnen, ja noch nicht einmal, wo ich mit der Suche beginnen sollte. Ohne Toms Rückendeckung hätte ich mich dieser kolossalen Aufgabe normalerweise nicht gewachsen gefühlt. Aber zu meinem eigenen Erstaunen nahm ich die Herausforderung an. Noch am selben Abend mailte ich an Freunde im Ausland und bat sie um Rat.

Nicht Michelle antwortete als Erste, sondern Adam, mit dem zusammen ich früher Literaturwissenschaft studiert hatte. Er leitete das Drehbuchlektorat eines großen, auf Horrorfilme spezialisierten Filmstudios in Los Angeles. Meistens erschienen die Filme zwar nur auf DVD, doch das konnte ihm schnuppe sein, denn an seinem hervorragenden Gehalt änderte sich dadurch nichts. Eigenen Angaben zufolge führte er ein prächtiges Leben, da er von früh bis spät von aufstrebenden, halb nackten schwulen Nachwuchsstars mit goldbraun glänzenden Körpern belagert wurde. Mit ihnen gemeinsam hatte er eigentlich nur die Homosexualität. Aber trotz seiner rappeldürren Gestalt und dem leicht teigigen Aussehen war Adam in der Szene heiß begehrt, weil er im Big Business war.

Er schrieb von einer Bekannten in London, die erst neulich einen »sagenhaft reichen Kerl« geehelicht habe. Sie wolle aber ein gewisses

Maß an Unabhängigkeit und damit vorsorglich ihre Wohnung im Nordlondoner Stadtteil Islington behalten. Anscheinend war sie bereit, mein lächerlich geringes Mietgebot zu akzeptieren, unter der Bedingung, dass gleichzeitig mit meinem Einzug ein paar Renovierungsarbeiten stattfinden konnten.

Clare meint – so Adam weiter –, wenn du einverstanden bist, dass eine Truppe Jungs bei dir mal eben ein paar Rohre verlegt (verzeih die Anzüglichkeit, aber Schlüpfrigkeiten sind schließlich mein Beruf), kannst du die Wohnung gerne haben. Ihr ist es recht, wenn das Haus bewohnt wird, sie hängt sehr daran und erträgt es nicht, wenn es verwahrlost, weil sich keiner drum kümmert. Nein, sie ist nicht meschugge, nur eine wandelnde Hormonschleuder, weil sie im fünften Monat schwanger ist. Wenn es dich anspricht, dann sind hier die Kontaktdaten ...

Ich muss gestehen, angesprochen hat es mich eigentlich nicht. Hämmernde Handwerker und deren staubige Hintern waren mir zu weit entfernt von Teddy und Tennis. Ich wartete bis nach dem Mittagessen und hoffte auf weitere E-Mails, doch meine Mailbox blieb verwaist. Entmutigt schrieb ich an meinen Halbbruder Simon, der viel in der Welt herumreiste, wenn auch eher in den Hochgebirgsregionen. Mittlerweile war er dreiundfünfzig und von Beruf Meeresforscher. Das klang schlimmer, als es war, obwohl er schon zu der Sorte Mann gehörte, die stets wilde Gesichtsbehaarung mit Birkenstockschuhen kombinierte. Er fuhr oft nach Patagonien und in ähnlich abgelegene Gegenden, um unwirtliche, kahle Gipfel zu bezwingen. Er konnte sich einhändig an eine Felswand klammern und wusste, wie man ein Lawinenunglück überlebte. Sollte in den nächsten Jahren eine globale Klimakatastrophe drohen, werde ich Zuflucht bei Simon und seinen Gesundheitslatschen suchen.

Kennst du jemand in London?, fragte ich in meiner E-Mail.

Er schrieb umgehend zurück: Ich kenne die Queen, zählt das auch? Bin mir aber nicht sicher, ob sie schon von mir gehört hat. Darf ich fragen, warum dich das interessiert?

Nein, durfte er nicht. Denn dann müsste ich auch meiner Mutter von den Plänen erzählen. Obwohl wir uns nicht sonderlich nahestanden,

ging ich doch davon aus, dass es ihre Nerven schonte, wenn ich in der Nähe blieb. Oft genug jammerte sie über Simons Ausflüge nach Kathmandu, Machu Picchu oder wohin auch immer. Nein, jammern war nicht der richtige Ausdruck, sie beklagte sich nie offen, sondern verbarg ihre Besorgnis hinter Äußerungen wie »Ich hoffe nur, dass er seine Impfungen erneuert hat« oder »Nur gut, dass er nicht verheiratet ist«.

Genau genommen stimmte es auch nicht, dass ich ihre Nerven schonen wollte. Ich wollte ihr nichts sagen, weil ich meine Idee ziemlich beängstigend fand und, offen gesagt, selbst kurz vor dem Nervenzusammenbruch stand.

Und dann auch noch das viele Geld, das man für den Vorstoß auf einen anderen Kontinent brauchte! Die Heldinnen meiner Romane hatten es einfacher. Sie mussten nur als persönliche Assistentin bei irgendeinem Milliardär anheuern, und schon ging die Reise los. Leider schien es im Augenblick keine offenen Stellen zu geben. (Ja, ich gebe zu, ich habe tatsächlich recherchiert und ein bisschen gehofft.) Also musste ich selbst tätig werden und Folgendes erledigen:

- Bei Verlag anfragen, ob Honorar in gleicher Höhe auch ins Ausland transferiert wird. Antwort: ja, in neuseeländischen Dollar, wie vertraglich vereinbart.
- Durchschnittliche Miete einer halbwegs akzeptablen Zweizimmerwohnung in einer halbwegs akzeptablen Gegend in London recherchieren (Akzeptanz ergibt sich aus den Google-Street-View-Ansichten und entsprechenden Querverweisen zu Agatha Christie)
- Herausfinden, zu welchem Preis Haus in Neuseeland zu vermieten ist. Anruf bei Vermietungsagenturen ergibt relativ enttäuschenden Betrag wegen mangelnder Nachfrage auf dem Mietmarkt
- Aktuellen Wechselkurs Britisches Pfund – Neuseelanddollar erfragen
- Ansprüche herunterschrauben auf Einzimmerwohnung oder kleine Atelierwohnung
- Preise für Flüge nach Großbritannien checken (kurz überlegt, ob ich an die frische Luft gehen soll, um ein bisschen zu weinen)

- Anfrage bei Bank, ob die Festgeldanlage von Toms Lebensversicherung kurzfristig aufzulösen ist (Bauchschmerzen während des gesamten Gesprächs). Antwort: ja, mit Abzügen
- Nachfrage, auf welche Höhe sich diese Abzüge belaufen
- Ansprüche ein weiteres Mal herunterschrauben auf kleines Zimmer über einer Imbissbude oder im Rotlichtviertel
- Rausgehen und weinen
- Erneut Posteingang checken, ob möglicherweise reizvolleres Angebot eingetroffen ist
- Um halb acht abends vor Erschöpfung ins Bett fallen

Natürlich schreckte ich um drei Uhr in der Früh wieder hoch und war überzeugt, dass meine Entscheidung unmöglich richtig sein konnte. Ich würde verarmen, aus meinem Haus vertrieben und mittellos und ohne Freunde auf der Straße enden und erfrieren. Oder ein drogensüchtiger Penner würde mich erstechen, weil ich mich auf meiner verzweifelten Suche nach etwas Nahrung und Wärme in dessen notdürftiges Lager geschlichen hatte ...

Das Geflüster der fiesen kleinen Gremlins in mir hielt mich eine Weile in Atem, bevor mir klar wurde, wovor ich wirklich Angst hatte. Diese Erkenntnis war schrecklicher als jede Vorstellung von Mord und Hungertod. Denn im Grunde hatte ich Angst, dass sich das, was Tom und ich zusammen erlebt hatten, nicht wiederholen ließ. Dass es im Leben nur einen Menschen gab, der für einen geschaffen war, und dieser eine Mensch war Tom gewesen. Einen anderen gab es nicht. Ich hatte Angst, Michelle könnte Recht behalten, und ein neuer Traummann erwartete mich wirklich nur in meiner Fantasie an irgendeinem Bahnhof.

Ich frühstückte in der Küche. Tom und ich hatten sie einst an einem Wochenende spontan in einer neuen Farbe gestrichen. Ich war damals für ein helles Grün, doch Tom hielt einen weicheren Farbton für wirkungsvoller, und er hatte Recht gehabt. Durch die Fenstertür blickte ich nun auf den kleinen Garten unseres Hauses. Es war Herbst, bald würden alle Blumen verblüht sein. Doch im nächsten Frühling würden sie wiederkommen, wie jedes Jahr, seit Tom und ich dieses Haus gekauft hatten.

Die Abläufe meines Lebens hier waren so vertraut. Es wäre leichter gewesen, nichts zu unternehmen und einfach zu bleiben. Hier hatte ich keine Geldsorgen, musste mich nicht um neue Bekannte kümmern und lief auch nicht Gefahr, zu entdecken, dass es keinen anderen Traummann gab. Dass ich in meinem Leben eben Tom schon gehabt hatte ...

Ich stand vor der Entscheidung: gehen und all die grauenvollen Unwägbarkeiten einer Veränderung in Kauf nehmen oder bleiben – und dann? Langsam in ein Leben mit Mr Tiddles und Sardinenbüchsen abgleiten?

Erneut las ich Adams E-Mail und schrieb daraufhin einer wildfremden Frau, ich würde gern ihr kleines Haus in Nordlondon anmieten, ohne zu wissen, ob ich es mir wirklich leisten konnte.